

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 257.

Donnerstag, 1. November.

1928.

(28. Fortsetzung.)

Geld fällt vom Himmel.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Paul Enderling.

Die Fahrt war nur kurz. Brodersens wohnten in der großen Karawanserei des Grand Hotel. Dieses Hotel hatte er auch angefragt, aber man hatte es anscheinend nicht für nötig gefunden, sich seinetwegen zu bemühen. Vielleicht hatte man ihn auch nicht verstanden.

Grotted sprang aus dem Wagen und half Inge beim Aussteigen. Als er auch ihrem Vater helfen wollte, trat sie hinzu. Aber er hatte schon den Arm des Blinden erfasst und führte ihn ins Hotel.

In der Vorhalle blieb Brodersen stehen, den Arm mit einer trohigen Bewegung abschüttelnd. „Vielen Dank“, sagte er mit einer merkwürdig verschleierte Stimme. „Aber ich bin noch nicht so alt, wie Sie zu glauben scheinen.“

Er stand aufrecht, das Gewühl der Halle überragend, und suchte mit einer Gebärde, die Grotted schon kannte, nach Inge, die erbläsend zu ihm trat.

„Leider kann ich Sie nicht in unsere Zimmer einladen. Ich habe noch eine wichtige Konferenz vor. Eine geschäftliche. Aber wir werden ja wohl morgen das Vergnügen haben.“ Er küstete leicht den Hut und ging an Inges Arm zum Aufzug.

Grotted folgte bekommen. Als die beiden in den Lift einstiegen, fing er einen Blick Inges auf, und er wußte gleich, was dieser Blick bedeutete: „Warte auf mich. Ich komme.“

Langsam ging er in das Schreibzimmer, das um diese Stunde ziemlich leer war. Fast wäre er gleich wieder umgekehrt: am Schreibtisch stand Blinsky, bleich, erregt, mit flatternden Händen auf einen gut gekleideten Herrn einredend. Er mußte sehr beschäftigt sein, daß er ihn nicht gleich erkannt hatte.

Er setzte sich ihm gegenüber, durch die seitlichen Milchglaswände gedeckt, und hielt den „Temp“ vor sich, der dort gelegen.

Er konnte nichts verstehen, da beide russisch sprachen. Sie unterhielten sich gedämpft, aber jedes Wort schien mit Elektrizität geladen. Er sah, daß Blinsky die Fäuste ballte und den andern mit heftig sprudelnden Worten beschwor. Er hatte seine Maske der Undurchsichtigkeit abgeworfen oder vergessen, und er hatte auch sein gleichmäßiges japanisches Lächeln verloren.

Ein dritter näherte sich, ein langer Mensch mit Sommerprossen. Die beiden schwiegen und blickten ihn erwartungsvoll an. „Slow“, sagte er leise.

Grotted zuckte zusammen. Da war das Wort, das ihn selber so beschäftigt hatte. Und plötzlich bekam es einen Sinn: es war das Lösungswort, die Parole, das Erkennungszeichen. Und es hing mit jener Zeitung zusammen und mit den abenteuerlichen Plänen, die dort entwickelt waren. Es kamen auch zwei andre hinzu, die mit einer kleinen Verbeugung das gleiche Wort murmelten. Dem Aneingeweihten mußte es wie eine Vorstellung erscheinen.

Grotted atmete auf, als er sie jetzt deutsch reden hörte. Es war ja die internationale Verständigungsprache des Ostens. Die beiden letzten schienen keine Russen zu sein. Grotted riet auf Letten oder Polen.

„Nichts ist entschieden. Nichts ist beschlossen“, sagte Blinsky leise und eindringlich. „Die Versammlung war gar nicht beschlußfähig. Die Statuten besagen . . .“

„Wir pfeifen auf die Statuten“, unterbrach ihn der erste. „Wenn wir legal vorgehen wollen, können wir ja den Polizeipräsidenten selber zu unserm Konvent einladen. Es handelt sich nur um eins. Das weißt du gut.“

„Nein, es handelt sich für mich darum, was hier vergessen wird. Hättet ihr, um nur eins zu nennen, den englischen Streit ohne meinen Plan auch nur vier Wochen finanzieren können? Konnten wir etwa ein Drittel unserer ganzen Ausfuhr — und joviell machte es aus — als Unterstützung nach England schmeißen? Eine Tollauseridee! Jeder Ruschik kann euch da belehren. Eine Viertelmilliarde Rubel ist über den Kanal gegangen. Wer hätte sie gegeben?“

Ein lattes Lachen klang herüber. „In fremden Scheinen.“

„In Duplikaten, ja.“

„Sag' ruhig: in Fälschungen. Wir sind ja unter uns.“

„Man muß vorsichtig sein. Denkt ihr, bei unserer Zahlungspassivität hätten unsere kurzfristigen Bankkredite zu dieser Kriegenausgabe genügt? Es ist zum Lachen.“

„Du vergißt, daß jeder Arbeiter, jeder Ingenieur, also auch die fremden, einen Tageslohn im Monat hergeben mußten. Es sind wahrhaftig genug Opfer gebracht worden.“

„Ja, und in Kiew und Poltawa haben unsere Arbeitslosen dagegen demonstriert. Es roch nach Revolution.“

„Nitschewo. Man hat sie mit Gummiknüppeln auseinandergejagt und die Führer eingesperrt — bis auf weiteres. Du biegst aus.“

Blinsky rang die Hände. „Ich weiß alles. Ich kenne die Opfer wie ihr. Ich weiß, daß wir für unsere Ausfuhr sofortige Zahlung verlangen und daß die Fremden für ihre Warenlieferungen Kredite bis zu einem Jahr und darüber hinaus gewähren müssen. Aber das alles waren doch nur Tropfen auf einen heißen Stein. Erst meine Idee . . .“

„Halt dein Maul“, fuhr eine grobe Stimme dazwischen. „Es handelt sich darum zu wissen, wo das deutsche Geld geblieben ist. Das ist das einzige, was uns hier interessiert. Und da hast du dich zu rechtfertigen.“ Ein beifälliges Murmeln der andern war zu hören.

Blinsky ließ sich in einen Stuhl fallen. Seine Fäuste trommelten auf der Tischplatte. „Ich sagte es schon . . . ich sagte es ja schon: ich weiß nichts . . .“

„Nimm dich zusammen. Spiel nicht den hysterischen. So was können wir hier nicht gebrauchen. Dir war es anvertraut.“

„Ich bin unschuldig“, stöhnte Blinsky.

„Möglich. Wir lassen dir ja auch deswegen 24 Stunden Zeit, es zu beweisen.“

„Wie soll ich denn den Beweis erbringen?“

„Sehr einfach. Das Geld ist der Beweis.“

„Ich habe doch alles erklärt.“

„Ja, aber wir glauben dir nicht.“

„Ich schwöre.“

Wieder hlang das gemütliche Lachen herüber. „Beim brennenden Dornbusch oder bei der heiligen Mutter von Kajan, der wir die Edelsteine ausbrachen?“

Eine Weile hörte Grottek nur das leise Fluchen Blinsky und den Wirbel seiner Handknögel auf der Schreibtischplatte. „Nur Zeit! Ich bin auf der Spur.“

„Das bist du schon seit einiger Zeit. Ich bin müde, Genossen. Außerdem glaube ich, daß wir allmählich auffallen, der Betreffte draußen sieht schon ziemlich argwöhnisch her, und allzubeliebt sind wir hier ja am Ende nicht. Blinsky entrinnt uns wie Quecksilber. Ich denke, wir heben die Sitzung auf. Bis morgen abend hast du Zeit, dich reinzuwaschen. Was geschieht, wenn du es nicht kannst, weißt du!“

„Ich weiß“, sagte Blinsky dumpf. „Ich würde selber an eurer Stelle nicht anders handeln.“

„Nun also. Auf morgen.“ Die Schritte entfernten sich, kamen aber wieder zurück. „Und keine Dummheiten, verstanden? Die Bahnhöfe sind von zuverlässigen Leuten besetzt.“

Der erste blieb noch zurück. Er sprach beruhigend auf den dastehenden Blinsky ein. „Es bleibt ja noch eine Möglichkeit...“

„Welche?“

Von nun an sprachen sie wieder russisch, und Grottek konnte nur den Namen Brodersen verstehen. Die beiden gingen auch, ohne auf den eifrigen „Temps“-leser zu achten.

Nach einiger Zeit erst wagte Grottek, sich zu erheben und den leergewordenen Raum zu verlassen.

Er brauchte nur wenige Minuten zu warten, bis Inge aus dem Speisesaal trat. Sie errötete glücklich, als sie ihn begrüßte. „Wir wollen in den Wintergarten gehen.“

Als sie in dem feuchtwarmen Raum zwischen Orkideen und breitblättrigen erotischen Bäumen standen, nahm Grottek ihre Hand und sagte: „Ich vollende jetzt den Satz, den ich damals, an jenem Freitagabend, begann: Ich habe bisher nur die Hand meiner Mutter geküßt, und ich habe ihr versprochen, nur die Hand der ewiggeliebten zu küssen. Ich liebe dich, Inge.“

Sie neigte ihm mit einer keuschen Gebärde den Mund zu. Als sie den ersten Kuß ihres Lebens empfangen hatte, jagte sie, seine beiden Hände fassend: „Ich wußte, daß du kommen würdest, wenn ich dich rief.“

„Du hast mich nicht gerufen, Inge!“

„Doch. Ich rie, dich Tag und Nacht. Hast du es wirklich nicht gehört?“ Ihr Lächeln füllte die ganze Halle mit Glanz und Leben.

Er nahm sie jubelnd in seine Arme. „Ja, ich hörte es. Über Länder hinweg. Bis in das stille Grotthausen hörte ich deine Stimme. Wäre ich sonst gekommen? Hätte ich dich sonst gefunden?“

Eine Weile schwiegen sie, erschüttert von Glück und Erfüllung.

„Es müßte schön sein, jetzt sterben zu können...“

„Das Leben beginnt, Inge. Wach auf!“

Sie wiegte plötzlich ernst den Kopf. „Ich wage es nicht zu glauben. Verzeih, Liebster, aber es ist so überwältigend, das Glück.“

Er sah in ihre tiefen Augen. „Ich bin in Sorge um dich.“

Sie warf den Kopf zurück. „Wir wollen nur an uns denken, nicht an das andre, das Feindliche...“

„Was ist das Feindliche, Liebste?“

„Laß das!“ bat sie. „Höre nicht auf mich! Alle diese Dinge gehen ihren Gang. Wir beide können nichts dazu tun. Es wäre gerade so, als wollten wir eine rasende Maschine mit unsern Händen zum Stillstand bringen.“

„Und ich soll ruhig zusehen, wie du zerquält und verängstigt dastehst und wie du selbst in dieser Stunde unruhig nach der Tür blickst?“

„Du irrst.“

„Ich wollte, daß es so wäre. Aber glaubst du, ich

jühlte nicht im gleichen Herzschlag wie du? Ich spüre all diese Zeit eine dunkle, schrecklich rätselvolle Macht, die uns bedroht und die dich mir entreißen möchte. Inge, was hat dein Vater gegen mich?“

„Er hat nichts gegen dich. Oder zürnst du ihm noch wegen deines letzten Besuchs?“

Seine Stirn unwölkte sich. „Warum tat er das? Ich habe oft darüber nachgedacht. War es das, was der kleine Surrmann meinte? Du kennst ihn doch?“

„Er hat mir seine Sonette mit einer überschwenglichen Widmung gesandt. Was sagte er denn?“

„Dein Vater hätte ihr mit einem Geldgeschenk außer Kurs gesetzt. Wollte er das vielleicht bei mir auch?“

Sie sah ihn offen an. „Ich will nichts verheimlichen. Ja, er wollte es. Wenigstens nehme ich es an. Aber er wollte es sicherlich nur aus Liebe.“

„Eine sonderbare Liebe, findest du nicht auch?“

„Aus Liebe zu mir. Ich bin ihm alles. Er kann den Gedanken nicht fassen, daß ich einmal von ihm gehe, daß ich einem Mann meine Liebe schenke. Du mußt versuchen, ihn zu verstehen.“

„Er ist mir wie der fürchtbare Gott des Alten Testaments: du sollst keine andern Götter haben neben mir — wach ein tyrannischer Egoist!“

„Nein, so darfst du nicht von ihm sprechen. Er ist nur unglücklich.“

„Das gibt ihm nicht das Recht, andre unglücklich zu machen.“

„Tun das nicht alle Unglücklichen? Ein Sprichwort jagt, daß Unglück ansteckt.“ (Fortf. folgt.)

November.

Die Rebellherz braut im Wald.
Vertröndet steht das Schilf am See.
Von schwarzen Stämmen tropft es kalt.
Ein Krähschrei klingt aus der Höh'

Und schwerer, dunkler Flügelschlag...
Der Nebel steigt, der Nebel zieht.
O grauer, schweremutvoller Tag!
Im toten Wald kein Vogellied.

Die Stunde stumm ins Dunkle rinnt
Spurlos und träge wie der Bach.
Ich bin ein irr gewandert Kind,
Mein Herz träumt alten Liedern nach.

Elsie Ritter.

Ein bunter Gauner.

Von Hans v. d. Nordmark.

Der alte Fuchs aus dem Brandmoore ist die lange, stille, sternentlare Herbstnacht auf den Läufen. Auf der Haferstoppel betreibt er den Mäusefang, und als er im Morgengrauen zwischen den Kartoffelreihen auf dem Steinkamp ein geflügeltes Rebhuhn reißt, schmaußt er wie ein Feinschmecker und fährt sich nach dem seltenen Genuß mehrmals mit dem Leder um den Fang.

Inzwischen ist es heller Tag geworden. Er schnellt auf die Läufe, trabt am Kartoffelschlage hinab, flüht durch den Knick, quert die taunasse Wiese, verhofft sichernd am Waldrande, springt auf den Ball, verschwindet in der Schonung und schnürt zur Richtung in dem Jungwuchs, um sich dort den Balg zu trocknen. Er lagert sich vor einem morschen Eichenstübben und läßt sich von der prallen Morgenjonnie bescheinen. Und wie die Sonnenwärme den Körper durchrieselt, roßt und streckt er sich behaglich. Dem Roten ist so wohl zu zumute, er gähnt, die Müdigkeit kommt, und er nickt zu kurzem Schlaf; es ist ein Salsenschlaf, der Eichelhäher läßt ihn nicht ruhen.

Wie ein bunter Schmetterling kommt der Martwart in seinem grellfarbigen Karrenkleide dahergeschaukelt. Er fällt in einer Jungeiche nahe der Richtung ein, sträubt die Scheitelfedern, wippt mit dem Stöße, dienernt, singt einige liebliche Töne, schrillt einige häßliche Laute und ist dann still, mäusehinstill. Er beäugt das Blattwerk in seiner Nähe und verzehrt drei Raupen. Dann schlüpft er fuchend durchs Geäst und erreicht dabei den Rand der Bestandsblöße.

Der Fuchs hebt verschlafen den Kopf. Der Häher erpäht die verdächtige Bewegung, hüpf auf einen freien Ast und schaut neugierig hinab auf den farbigen Fled am Tübe

des Stubbens. Er spreizt die Felle, neigt den Kopf nach rechts und äugt und äugt. Gerade will er wieder die Raupenjagd beginnen, da hebt der Fuchs den Vorderkörper, legt den Kopf auf die Fäule und schießt mit seinen listigen Sehern zur Höhe.

Der bunte Prahlhans erkennt den roten Schelm. Erst fährt ihm der Schreck in die Glieder, dann aber klattert er fort und beginnt wütend zu schimpfen. „Äisch — äisch — äisch — rätsch — rätsch“, so gell's durch den Wald, und der erroate Vogel umkreist lärmend die Pflanzung. Der Warnruf des Hähers ruft zwei Genossen herbei, und laut und immer lauter schimpft die Gesellschaft. Der Fuchs erhebt sich und verschwindet in dem dichten Bestande. Die Holzschreier aber lärmten noch lange über der Dichtung.

Schön ist der Tag! Die Sonne funkelt, die Felder dampfen. Wie farbenprächtige Falter gaukeln die beiden Hähler nach der Bruchwaldung zurück. Ängstlich und errötet ist ihr unbeholfener Flug. Sie scheuen die Überquerung der buschlosen Fläche, denn der Habicht ist schnell, und seine Krallen sind scharf und greifen ins Leben. Der dritte Krakenler aber bleibt in der Eichendickung und im angrenzenden Hochholz und beginnt die unterbrochene Futterjagd. Die Suche ist wenig ergiebig, sie wird ihm langweilig, und er knarrt unlustig im Selbstgespräch. Dann bestimmt er sich auf seine Sangestunst und miaut wie der Bussard. Drauf wechselt er die Stimme und lautlich sehnlichst wie der Kater, der sein Liebchen sucht. Danach aber winselt er kläglich wie die Jungtuben, die die Mutter rufen. Er macht eine Pause, wechselt den Platz, pfeift wie der Star, stökt wie der Pirol, lacht wie der Specht, kreischt hämisch und häßlich, als wenn sich die Teufel balgen, ätscht und rätscht, verläßt seinen Sitz und gleitet im sicheren Schwebeflug durch das Gewirr der Zweige auf den Waldboden. Er scharri im Laube, stochert mit dem Schnabel in den Moospolstern, pickt einen Käfer, packt einen Wurm, versetzt eine Schnecke, und noch eine, und noch zwei, drei. Dann kommt ihm das Verlangen nach anderer Kost, und er fliegt zum Waldameisenhaufen am Gestellrande von hohen, Schlagreifen Fichten.

Der Hähler scharri und kratzt in der mulmigen Nadelstreu und pickt eifrig die freigelegten Puppen bald aber unterbricht er die Arbeit und hüpf auf die Kruppe des Hügels. Er äugt scheu umher und knarrt aufzudenen, als sich nichts Verdächtiges regt. Drauf greift er mit dem starken Schnabel zupfend unter dem linken Flügel, trippelt wieder zum Einschlag und stochert weiter im Gemis.

Auf dem rasigen Gestell zwischen Busch und Hochwald schleicht lautlos der Förster heran. Er hält den Drilling schußbereit und späht in die Zwischenräume der Eichentreifenlaas. In der Dichtung steht ein starker Bod, der ihn den ganzen Sommer genarrt hat; vielleicht faßt er ihn heute. Der Forstmann verhofft — rot leuchtet's auf einer Bestandslücke! Ein starkes Stüt Bild — eine Rinde ist's; sie zieht mit ihren Rippen nassend in der Schonung umher. Und wieder geht es vorwärts, Schritt für Schritt, und wieder überfliegen die Augen des Fürschenden die schmalen Bestandsstreifen. Der Förster prüft jeden Farbentleck, und schon glaubt er, die tiefrote Decke des Ersehnien unter den überhängenden Eichenzweigen zu erkennen, da stiebt halbrechts vor ihm der Hähler mit schrillen Angstschrei von seinem Hügel, in der Dichtung aber raschelt's und bricht's. Der verärgerte Jäger reißt die Klinte an die Bude und faßt mit der Schrotgarbe den abstreichenden Warner. Wie ein bunter Lappen flattert der Getroffene auf den Waldboden. Die Flügel zuden, der Kopf sinkt kraftlos herab, das Leben flieht aus dem todwunden Körper. Der Förster aber schiebt den schmutzen Vogel in den Rucksack und bringt ihn seinem Ahu, dem Hüttenvogel, der wird ihn kröpfen.

Der Hegemeister von Hüttenwohld hat den Eichelhäher viele Jahre in seinem Revier geduldet und gern dem fröhlichen Treiben des Vogels in der grellbunten Bude, dem Baugredner des Waldes, zugehört. Der Schalksnarr und Angsthase hat ihm freilich öfters einen Bod vergrämt, dafür aber auch manchen Rotrod und anderes Wild gemeldet. In den Saatkämpfen ist er durch seine Dummheiten lästig geworden, aber der Förster hat das spielerische Pflanzen von Eichel als ausgleichende Gegenleistung bewertet und ihm deshalb den verursachten Schaden in der Reihensaat verglichen. An einem Junitage — es sind Jahre her — aber bekam die langjährige Freundschaft den ersten Riß, und im Laufe eines Jahres ging sie gänzlich in die Brüche.

Der Hegemeister stapft durch den Buchenhochwald von Mischholm und lauscht dem Loden und Läten, dem Saughen und Jubeln, dem Trillern und Wiefen der vielartigen Sängerschar. In der Nähe des Weges ertönt das „Düdüdü“ des Laubvogels. Doch plötzlich unterbricht der Vogel seinen lodenden, wohlklingenden Ruf; gedehnte, klagende Töne sprudeln aus der Kehle des kleinen Sängers, und er umflattert ängstlich den Schöcklingshorst am Fuße einer Buche, wo ein Eichelhäher beschäftigt ist und sich durch

die Weherufe nicht stören läßt. Der Hegemeister beobachtet das Treiben der beiden. Die Erregung des Laubvogels steigert sich, sein Angstschrei klingt jämmerlich. Der Hähler aber leht gemächlich seine Beschäftigung fort und quersicht vergnügt, wenn er sich von neuem den Wurzelanschlüssen nähert. Der Förster bemitleidet den Kleinvogel und macht dem Auftritt ein Ende. Als er aber zur Buche kommt und dort den Boden absucht, rötet sich sein Gesicht und harte Worte fallen gegen den Räuber, der hier hauste. Das kunstvolle Nest des Laubfängers ist zerrissen. Zwei halbbesiedelte Jungvögel liegen verendet zwischen den Wurzeltrieben, von einem dritten sind noch einige Feten vorhanden, die übrigen Nestlinge fehlen. Das ist das Werk des bunten Gauners, der sich so harmlos gibt, als könnte er kein Wasserlein trüben!

Der Förster betrachtet den ruchlosen Vogelmord als die verwerfliche Tat eines Entarteten und verurteilt deshalb noch nicht die Sinne. Der Verdacht ist aber geweckt, und die Lebensführung des Hähers wird in der Folge von ihm scharf unter die Lupe genommen. Nach einem Jahr hat der fleißige Beobachter ein klares Charakterbild des Vogels mit der Doppelnatur gewonnen; es ist abstoßend und häßlich. Der Martwart hat sich als schlimmer Feind der Kleinvögel zur Brütezeit gezeigt. Als gewandter Schlüpfer durchstöbert er die Dichtungen und durch sein munteres Benehmen betört er die Elternvögel. Aber plötzlich erwacht sein mörderischer Sinn und mit sadistischer Graulamkeit greift er an und raubt die Eier, stiehlt die Jungen und zerstört die Nester. Dem Brutvogel gelingt zwar meistens die Flucht, um das Gelege aber ist es geschehen. Als munterer Blauderer nähert er sich den kaum flügeligen Jungvögel, die auf den Ästen hocken und auf Futter warten. In ihrer Unersahrenheit und Einfalt betrachten sie neugierig den bunten Besucher. Der aber fällt erbarmungslos über sie her und mißhandelt und mordet sie. Verjagen aber die todesmutigen Eltern den Angreifer, so bedeutet es für die Jungvögel nur eine Galgenfrist. Der tückische Strauchdieb wartet ab. Er nützt einen günstigen Augenblick, und dann ist's um die Brut geschehen. Auch mancher Altvogel wird von dem arglistigen, verschlagenen Räuber überlistet, mit Krallen und Schnabel zu Tode gemartert, zerstückt und verpeist.

Der Förster hat den abgefemten Gauner überführt, und von nun an ist es vorbei mit der Schonung. Viele der farbenprächtigen Vögel werden von ihm erlegt; die erbarmungslosen Feinde der Kleinvögel sind auch seine Feinde!

Die Kistenfahrer.

(Eine Stunde Noabit.)

Von Paul Steegemann.

Es ist ja wahr, seit den Polizeiausstellungen wissen wir alle Bescheid; nichts Handwerklisches ist uns mehr fremd, sachlich und exakt können wir mitreden. Wir sind kriminell aufgeklärt. Was ist das nun noch, so ein komplizierter Einbruch? Eine Kleinigkeit ist es und viel zu populär. Was wirft die Fassadenkletterei heute noch ab? Man muß da schon im Smoking arbeiten, um Beifall zu finden...

Da sind die beiden doch andere Brüder, der Kaufmann Stier, der Reisende Heine, die unlängst in Noabit ein bißchen verdonnert wurden. Die setzten sich an den Stammtisch und knobelten Dinge aus, suchten neue Wege und fanden sie auch.

„Warum“, sagte Stier, schon im Gewerbe ergraut, „soll man sich nicht mal in eine Kiste heben, sich als Frachtgut verladen lassen und bei voller Fahrt ein wenig die Waggons plündern? Allerhand kostbare Dinge werden da heute schon wieder auf deutschen Eisenbahnen verladen.“

„Gemacht“, tönt Heini zurück. „Probieren wir.“

Und sie machten zunächst eine Probefahrt. Die gelang über alle Maßen gut. Innig schauten sie sich in die Augen, beglückwünschten sich gegenseitig ob der guten Idee. Und holten aus zum Grandcou.

Fünf Kisten expedierten sie, fünf große Kisten; nach Dresden. In der einen Kiste saß Stier, mollig gebettet, die anderen waren mit Steinen gefüllt, mit großen Steinen. Schade.

Ich habe immer den Grundsatz verfochten: man soll große Steine nicht in Kisten verpacken. Erstens hat das keinen Sinn. Und zweitens kann eine Kiste plaken.

Die Kiste plakte. In Dresden. Die Steine fielen heraus. Und die Sachfen sind helle. Deshalb die Bahnbeamten den vorchriftsmäßigen Verdacht schöpften und alle Kisten der Firma Stier und Heine auf ihren Inhalt untersuchten.

Der Reingewinn bei diesem Geschäft beträgt bei Stier Heben, bei Heine fünf Monate Gefängnis.

Man soll schwere Steine nicht in Kisten packen.



Das Reich der Technik



Die Kunst der Beleuchtung.

Von Ernst Trebesius.

Obwohl uns das Gaslicht bereits seit einem Jahrhundert, und das elektrische Licht seit fünf Jahrzehnten bekannt ist, hat sich die Lichttechnik erst in der Gegenwart zu einer solchen Höhe entwickelt, daß man heute mit Recht von einer Kunst der Beleuchtung sprechen darf. Zu einseitig hatten die Beleuchtungstechniker in den verflorenen Jahrzehnten ihr ganzes Sinnen auf die Erforschung der Lichtstärken, die Schaffung leuchtstärker Lampen und deren Verteilung bei der Innenraum- und Straßenbeleuchtung lediglich nach rechnerischen Gesichtspunkten, gerichtet. Erst in den letzten Jahren erkannte man, daß die Beleuchtung in erster Linie nicht stark, sondern gut sein muß, daß das Licht die Gegenstände im Raum deutlich und gefällig hervorzuheben hat, und daß die Lichtquelle dem Auge niemals lästig werden darf. Ingenieur und Architekt, die vordem in den Fragen der Beleuchtung jeder nach eigenem Gutdünken schalteten, fanden sich in den letzten Jahren zu gemeinsamer Arbeit. Und aus dieser Verbindung der Wissenschaft mit der Kunst hat sich in wenigen Jahren eine Kunst der Beleuchtung entwickelt, die heute schon sehr bemerkenswerte Leistungen auszuwählen vermag und zu den schönsten Hoffnungen berechtigt.

Freilich: diese neuen Erkenntnisse zweckmäßigster Beleuchtung sind heute noch längst nicht Allgemeingut. Es ist vorläufig noch ein recht beschränkter Kreis von Fachleuten, die das Wesen der Beleuchtungskunst begriffen haben. Dabei ist die richtige Beleuchtung unserer Wohnräume und nicht minder auch die unserer Arbeitsplätze von so großer Bedeutung für unser Wohlbefinden, unsere Schaffensfreude und Leistungsfähigkeit, daß weitgehendste Aufklärung über die notwendigsten Voraussetzungen einer zeitgemäßen Beleuchtung lebhaft zu wünschen wäre. Die in verschiedenen Städten einsetzende Bewegung, durch sogenannte Lichtfeste das allgemeine Interesse auf die stimmungsfördernde Wirkung guter Beleuchtung zu lenken, und damit Hunderttausende anzuregen, um auch ihrerseits der Beleuchtung der eigenen Wohnräume erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden, ist deshalb im Interesse der Volkswohlfahrt und Volkswirtschaft sehr zu begrüßen.

Sa, auch vom Standpunkt der Volkswirtschaft aus betrachtet ist das bessere Vertrauen mit dem heutigen Stand der Lichttechnik zu wünschen. In den letzten Jahren sind nämlich Beleuchtungsarten geschaffen worden, mit denen nicht nur eine viel bessere, sondern auch eine wesentlich billigere Beleuchtung ersetzt werden kann als früher. Auf der letzten Jahreschau Deutscher Arbeit in Dresden wurde vom Verband Sächsischer Elektrizitätswerke eine ganze Wohnung mit den geeignetsten Beleuchtungsarten zur Schau gestellt. An Hand eines leicht verständlichen Anschauungsmaterials wurde ferner gezeigt, wie die Erkennungsgeschwindigkeit und damit die Arbeitsfähigkeit und das Wohlbefinden des Menschen je höher steigt, je größer die Beleuchtungsstärke gewählt wird. Der Einfluß direkter, halbindirekter und indirekter Beleuchtung, die Bedeutung der Gleichmäßigkeit der Beleuchtung bei auffallendem und durchfallendem Licht, die Verminderung der Blendung mit ihren lästigen Einflüssen auf die Augen, der Einfluß der Verschmutzung von Wänden, Decken und Geleuchten auf die Wirtschaftlichkeit der Beleuchtungsanlage: all diese scheinbaren Nebensächlichkeiten, die man früher völlig unbeachtet ließ, unterwirft heute der Lichttechniker der kritischsten Prüfung und vermag deshalb in vielen Fällen den gleichen Leuchteffekt mit halben Kosten oder die doppelte Lichtstärke mit gleichen Kosten zu liefern, wie sie von älteren Anlagen her bekannt sind.

Auch auf dem Gebiete der Straßenbeleuchtung sind in den letzten Jahren große Fortschritte erzielt worden. Mehr und mehr wird ja die heutige Großstadtstraße vom Kraftwagen beherrscht. Dieser vermag jedoch nur dann seine Vorteile gegenüber dem Pferdegespann zu entfalten, wenn man ihn auch innerhalb stark verkehrsreicher Großstädte eine gewisse Geschwindigkeit entfalten läßt. Dies setzt wiederum eine gute Beleuchtung der Straßen voraus, die jede Blendung der Wagenführer und Fußgänger vermeidet. Aufgabe der Lichttechniker ist es, für jede Straße die ihren Besonder-

heiten am besten angepaßten Geleuchte ausfindig zu machen. Nur sie können entscheiden, ob für eine bestimmte Straße oder einen Platz durch Freistrahler, Breitstrahler, Tiefstrahler oder Flachstrahler die günstigste Lichtwirkung erzielt wird.

Vom Standpunkt des Lichttechnikers und Architekten aus betrachtet gestaltet sich die richtige Beleuchtung der Schaufenster am einfachsten. Trotzdem trifft man richtig und gut beleuchtete Schaufenster seltener an, als man annehmen sollte. Der häufigste Fehler, der bei der Schaufensterbeleuchtung gemacht wird, ist der zu grellen Lichtes. Dann sind auch meist die Geleuchte selbst sichtbar, während im Schaufenster lediglich die wirkungsvoll beleuchteten Waren zu sehen sein sollen. Auch darf kein Licht aus dem Laden selbst ins Schaufenster fallen. Ein gut beleuchtetes Schaufenster muß wie ein schönes Bühnenbild wirken. Dies läßt sich erreichen durch die sogenannte Sofittenbeleuchtung, die im Schaufenster Rahmen verborgen angebracht ist, oder durch Anwendung starker Lichtquellen, die dicht an der Scheibe angeordnet sind und ihr Licht von vorn und oben auf die ausgestellten Waren fallen lassen.

Auf dem Gebiete der Reklamebeleuchtung sind neuerdings neben die Glühlampen die Leuchtöhren getreten, von denen namentlich die Neonöhren eine große Bedeutung erlangt haben. Die Neonöhre ist eine evakuierte und mit Edelgas gefüllte Glasöhre von etwa 12 bis 22 Millimeter Durchmesser. An beiden Enden sind Elektroden eingeschmolzen, zwischen denen durch hochgespannten Wechselstrom dauernd elektrische Ladungen erfolgen. Die Öhren strahlen dadurch ein starkes farbiges Licht aus. Wenn die Öhren mit Neon gas gefüllt sind, dann liefern sie die bekannte rote Lichtstrahlung. Mit einer Beimischung von Quecksilberdampf entsteht blaues Licht; wird gelbes Gas für die Öhre verwendet, so läßt sich grünes Licht erzielen. Mit Helium gefüllte Öhren ergeben ein weiß-rosa Licht. Überlegt man nun noch, daß sich die Glasöhren in jede gewünschte Form biegen lassen, so leuchtet ein, daß dem Lichtreklame-Fachmann mit diesen Leuchtöhren ein Mittel in die Hand gegeben ist, mit dem er entweder allein oder in Verbindung mit anderen Lichtquellen die herrlichsten Eindrücke hervorzuzaubern vermag. Die Lichtreklame unserer Großstädte läßt die Mannigfaltigkeit dieser Art der Reklame in des Wortes tiefster Bedeutung im hellsten Lichte erstrahlen.

Die internationale Dampfer-tonnage.

Die Gesamttonnage aller zur Zeit auf sämtlichen Meeren der Erde fahrenden Dampfer beträgt etwa 63 200 000 Tonnen; das sind 18 Millionen Tonnen mehr als 1914. Diese Zahlen beweisen, wie große Anstrengungen man aus nationalen Gründen überall macht, um seine Erzeugnisse unter eigener Flagge ausführen zu können. Obgleich die Gesamttonnage Englands um mehr als 10 Prozent zurückgegangen ist, steht dieses Land doch immer noch mit ein Drittel des Weltbestands an Dampfer-tonnage an der Spitze. Deutschland, das durch den Krieg mehr als die Hälfte seines Transportmaterials auf den Meeren eingebüßt hat, kommt trotz unserer energischen Anstrengungen, das Verlorene wieder zu ersetzen, heute erst an sechster Stelle, hinter Frankreich, das an die fünfte Stelle aufgerückt ist, während sich Italien sogar noch vor Frankreich geschoben hat.

Ein neuer Baustoff für Kirchturmspitzen.

In der amerikanischen Stadt Pittsburg hat man vor kurzem eine neue Aluminium-Silizium-Legierung als Baustoff für eine Kirchturmspitze verwendet. Das spezifische Gewicht der Legierung, die unter dem Namen „Silumin“ in den Handel gebracht wird, beträgt nur 2,65, so daß eine wesentliche Ersparnis an Gewicht gegenüber der üblichen Verwendung von Eisen erzielt wurde. Das neue Material hat den Vorteil, rostfrei zu sein und dürfte bei Balkongittern, Rahmen und Türen als Ersatz für Eisen geeignet sein.